

der Postdemokratie von Rancière kann auf zwei Druckseiten nachgelesen werden. Aufgrund der dafür gebotenen Kürze verzichtete *Blihdorn* folgerichtig auf die Explikation von nebensächlichen Konzepten wie Gleichheit, der Polizei, dem Politischen oder die prominent von Marchart angestoßene Diskussion über den grundlosen Grund der Demokratie. Dass Wolin nicht über sein einschlägiges Werk *Democracy Incorporated*, sondern über ein Kapitel seiner Toqueville-Monographie rekonstruiert wird, ist vor diesem Hintergrund nur eine Randnotiz wert. Im Zentrum der empirischen Kritik muss jedoch stehen, dass die Entwicklung der simulativen Demokratie und der Einstellungen der sie tragenden BürgerInnen weitgehend empiriefrei bleibt. Die Aussage „[d]as autonome Subjekt [ist] [...] vom Markt durchdrungen“ (130) erzeugt zwar im Postdemokratiediskurs Resonanz, doch bleibt sie apodiktisch und ohne empirische Belege. Dabei wäre es durchaus möglich und innovativ gewesen, mit Hilfe von Einstellungsdaten das demokratische Paradox zu validieren. Doch klappt an dieser zentralen Stelle der Argumentation eine empirische Lücke, die gerade für eine realistische Theorie der Demokratie schmerzhaft ist. Damit stellt sich die Christa-Wolf-Frage: Was bleibt? Aller Kritik zum Trotz handelt es sich um ein sehr lesenswertes Buch. Das Konzept der postdemokratischen Transformation betont die bislang weitgehend vernachlässigte Prozessdimension von Veränderungen zeitgenössischer Demokratien. Das „demokratische Paradox“ hebt die scheinbar unvereinbare Gleichzeitigkeit von Einstellungs- und Handlungsveränderungen auf, die zugleich demokratieaffirmativ und -kritisch sind. Auch erscheint die Forde-

rung nach einer besseren empirischen Fundierung postdemokratischer Krisendiagnosen unterstützenswert. Diese Konzepte könnten zur Grundlage einer Postdemokratieforschung 2.0 avancieren. Dem Erfolg stehen jedoch der realistische Duktus und der damit verbundene aufmerksamkeitsheischende (demokratische) Tabubruch sowie die große Geste (deren publizistisches Telos die „Edition dritte Moderne“ bei Suhrkamp sein müsste) im Weg: postdemokratische Demokratietheorie im Zielkonflikt.

Gary S. Schaal

Stahl, Titus. *Immanente Kritik. Elemente einer Theorie sozialer Praktiken*. Frankfurt am Main/New York. Campus 2013. 475 Seiten. 39,90 €.

Mit „Immanente Kritik“ erscheint eine weitere Studie zu Grundfragen von Gesellschaftskritik in der Reihe „Theorie und Gesellschaft“, die sich damit erneut als ausgezeichnete Adresse für Debatten über kritische Theorie und Praxis empfiehlt. Das Interesse von *Titus Stahls* beeindruckend facettenreicher Arbeit gilt dabei einer Kritikform, die insofern häufig als immanent bezeichnet wird, als sie ihren normativen Gehalt aus der kritisierten sozialen Realität selbst gewinnt. Auch wenn *Stahl* diese Kritikform nicht direkt mit anderen vergleicht und sie nur im Vorbeigehen als einer externen Kritik überlegen kennzeichnet, erscheint sie ihm doch als „attraktive Option“ (13) – die aber mit drei grundlegenden Problemen konfrontiert ist. Denn sie muss voraussetzen, dass jenseits der expliziten Normen einer Gesellschaft noch grundlegendere Normen liegen, dass die Kritik diese identifizieren kann, und dass sich

anhand dieser Normen bestimmte Veränderungen des Status quo als Fortschritt auszeichnen lassen. Entsprechend werden zunächst eine Reihe prominenter Theorien (Walzer, MacIntyre, Taylor, Habermas und Honneth), die eine immanente Kritik informieren könnten, daraufhin untersucht, inwieweit sie auf diese Probleme überzeugende Antworten bieten. Die detaillierte Diskussion dieser Theorien lässt sich dabei auch unabhängig vom Gesamtkontext des Buches gewinnbringend lesen, wobei *Stahl* allerdings die dazu vorliegende Forschungsliteratur größtenteils zugunsten einer immanenten Lesart außen vor lässt. Dabei zeigt sich, dass alle Theorien Normativität im Kontext sozialer Praktiken verorten, dabei aber entweder zu sehr den Selbstverständnissen der sozialen Akteure verhaftet bleiben oder nur bestimmte Praktiken in den Blick bekommen. Was *Stahl* vermisst, ist eine Untersuchung der allgemeinen Existenzform von Normen in sozialen Praktiken. Hierfür sieht er aber weder eine hermeneutische Herangehensweise noch das Heranziehen sozialwissenschaftliche Daten als geeignet an, sondern schlägt einen Rückgriff auf die gegenwärtige analytische Philosophie vor. An dieser Stelle wird die ganze Tragweite der Studie deutlich, die sie in der Debatte über kritische Theorie und Praxis besonders innovativ, aber vermutlich auch besonders kontrovers macht. Denn *Stahls* These ist letztlich, dass die Grundlage beziehungsweise die Bedingung der Möglichkeit kritischer Gesellschaftstheorie in einem allgemeinen Wesenszug sozialer Beziehungen liegt, der allein durch abstrakt-analytisches Philosophieren identifiziert werden kann und muss. Entsprechend grundlegend sind die Fragen, die auf den folgenden

knapp zweihundert Seiten des zentralen Mittelteils verhandelt werden. Zunächst geht es – in Auseinandersetzung mit der inzwischen breit geführten Debatte um kollektive Intentionalität – um den Nachweis der Existenz kollektiv geteilter Haltungen von sozialen Gruppen und damit verbundener Verpflichtungen: nur wenn dieser gelingt, lässt sich, so *Stahls* Überlegung, überhaupt sinnvoll von geteilten sozialen Normen sprechen. Darauf aufbauend soll dann – im Anschluss an neuere Beiträge zu Wittgensteins Regelfolgenproblem – gezeigt werden, wie entsprechende Normen in sozialen Praktiken institutionalisiert sind: Dies ist für *Stahls* Projekt nicht nur deshalb wichtig, weil so die Existenz nicht-expliziter Normen hinter den expliziten Selbstverständnissen sozialer Akteure nachgewiesen werden kann, sondern damit auch ein Zugang zu diesen Normen für die immanente Kritik aufgezeigt wird. Die Diskussion dieser beiden Fragen zeugt von einer bemerkenswerten Kenntnis der Materie und setzt sich unter anderem mit den Positionen von Raimo Tuomela, Margaret Gilbert und Robert Brandom auseinander. Als Intervention in die entsprechenden philosophischen Fachdebatten sind diese Passagen des Buchs herausragend. Gleichzeitig dürfte sich aber die an Gesellschaftskritik interessierte Leserin in der logisch-abstrakten Herangehens- und Formulierungsweise hier etwas verloren fühlen und angesichts der strikt kontrafaktischen Beispiele nicht ganz zu Unrecht einen mangelnden Praxis-Rückbezug anmahnen. Dies ist aber vielleicht kein Zufall. Denn *Stahls* zentralem Vorschlag zufolge besteht das grundlegende Strukturmerkmal sozialer Praktiken in einer spezifischen Form intersubjektiver Anerkennung, in der sich

die Mitglieder einer Gruppe gegenseitig die Autorität zur Beurteilung und Sanktionierung ihrer Handlungen zuschreiben. Insofern so auch Urteile jenseits der faktischen Praxis sowie der expliziten Normen der Gruppe legitimiert werden, werden damit „immanente, kollektiv akzeptierte Normen“ (370) etabliert. Andersherum – und das ist *Stahls* eigentliche sozialontologische These – ist das Vorliegen solcher Anerkennungsbeziehungen die Bedingung sozialer Normativität überhaupt. Zwar führt diese Kernthese zu einigen interessanten Reflexionen über immanente Kritik – etwa deren zentrale Verortung in sozialen Kämpfen oder den Nachweis, dass jede soziale Handlung in nuce einen kritischen Gehalt aufweist –, letztlich bleibt aber, wie *Stahl* selbst einräumt, fast notwendig ein „gewisses Maß an Enttäuschung“ (453), da wenig darüber zu erfahren ist, wie etwa eine solche Kritik tatsächliche gesellschaftliche Missstände aufzeigen und problematisieren kann oder inwiefern die dafür notwendigen Anerkennungsbeziehungen misslingen können. So wird zwar zum Beispiel kurz registriert, dass diese in heutigen Gesellschaften „zum Teil durch Macht und Gewalt, durch die Unterbindung von Kritik oder durch die Unterdrückung von Dissens ersetzt“ werden (364), dies aber als Problem systematisch nicht weiter verfolgt. Nun ist *Stahl* natürlich angezogen, die „Möglichkeit“ immanenter Kritik zu begründen, nicht aber deren „konkrete Maßstäbe“ (452). Vielmehr stellt für ihn das Fehlen solcher Maßstäbe gewissermaßen den Clou immanenter Kritik dar: Statt sich auf vermeintlich objektive Kriterien zu beziehen kann sich immanente Kritik – auch wenn sie punktuell zurückgewiesen wird – insofern als begründet ver-

stehen, als sie innerhalb von sozialen Interaktionsstrukturen geäußert wird, die ihre zukünftige Anerkennung zumindest möglich erscheinen lassen. Im Lichte der damit verbundenen Einsicht, „dass die Gegenwart nicht alles ist“, kann Gesellschaftskritik damit, so *Stahl*, „als Versuch der Wiederentdeckung von Hoffnung unternommen werden“ (457). Wenn aber unberücksichtigt bleibt, welche konkreten gesellschaftlichen Bedingungen verhindern, dass eine solche Kritik auch in der Gegenwart wirkmächtig wird, scheint der versöhnende Verweis auf eine Behebung der kritisierten Zustände in unbestimmter Zukunft nur allzu leicht den Status quo zu rechtfertigen.

Andreas Busen

VERGLEICH POLITISCHER SYSTEME

Onken, Holger, *Parteiensysteme im Wandel. Deutschland, Großbritannien, die Niederlande und Österreich im Vergleich.*, Wiesbaden. Springer VS 2013. 403 Seiten. 49,99 €.

Niklas Luhmann sagt uns, dass Entwicklung immer als Systementwicklung gesehen werden muss, doch ist es in der politikwissenschaftlichen Forschung schwierig, ein ganzes System in einem Forschungsdesign abzubilden. Jede Arbeit die sich vornimmt, Veränderungen in einem politischen System zu beschreiben, setzt sich somit zwangsläufig ein ambitioniertes Ziel. *Holger Onken* strebt mit dem vorliegenden Werk, das im Wesentlichen auf seine 2013 an der Carl von Ossietzky Universität in Oldenburg eingereichte Dissertation zurückgeht, den Nachweis des Wandels in gleich vier Parteiensystemen an. Die Publikation ist als Band sieben der